Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 23 Lemberg, am 9. Brachmond (Juni) 1929

Zur Höhe

Roman von Elsbeth Borchart.

7)

Nur Isa stand neben ihrer Mutter stumm und versunken. Die Heldin der Feder fand keinen Laut. Und das Wort ist auch viel zu armselig und gering, um die Empfindungen und Eindrücke einer feinfühlenden Seele wiederzugeben.

Auf dem Antlitz, in den Augen allein spiegelt es sich wider.

Bardini hatte sich im Hintergrunde an die Felswand gelehnt, und hier, von dem Dunkeln aus, betrachtete er Isa.

Sie stand leicht an die Fensterbrüstung gelehnt, und der helle Sonnenschein fiel auf ihr Gesicht, das wieder den erhaben reinen Ausdruck trug, der ihn schon vorhin auf dem Schiff frappiert und mächtig angezogen hatte. Er konnte sich nicht losreißen. Die Landschaft, die in anderem Falle sein Künstlerauge gefesselt haben würde, versank.

Sie merkte seinen Blick nicht und hatte seiner wohl vergessen.

Da mahnte einer der Herren an den Aufbruch, da man sonst den Dampfer in Flüelen, der als letzter nach Brunnen ging, nicht mehr erreichen konnte.

Man schickte sich zum Weitergehen an.

Bardini wußte es so einzurichten, daß er an Isas Seite kam.

Ein hingeworfenes Wort in italienischer Sprache, eine Anknüpfung an das vorhin Geschaute, und der Bann war gebrochen.

Bardini und Isa merkten kaum, daß der Abstand zwischen ihnen und den anderen größer geworden war. Das Wesen des einen wirkte auf den anderen und fesselte wie der Gegenstand der Unterhaltung selbst. Sie sprachen von der Natur und von der Kunst im allgemeinen und schlugen durch gegenseitige Ansichten verwandte Saiten im Innern des andern an. Sie forschten nicht: Wer bist du und woher kommst du? Es war genug, daß jeder da war und seine Persönlichkeit sprechen lassen konnte. Und instinktiv entdeckte einer in dem andern Schätze und bemühte sich, sie ans Licht zu ziehen. Damit rückten sie sich innerlich fast unbewußt näher. Es waren nicht mehr zwei Fremde, die zusammen sprachen, sondern zwei, die sich schon seit langem kennen und schätzen gelernt hatten.

In Flüelen, dem malerisch am Fuße bewaldeter Berge und am Ufer des Sees liegenden Städtchen, das der schneebedeckte Bristenstock im Hintergrund wie ein Wächter zu beschirmen scheint, hielt man sich nicht auf.

Der Dampfer lag schon zur Abfahrt bereit, und eine Menge Menschen drängte zur Landungsstelle. Man mußte sich beeilen, um noch einen guten Platz zu bekommen, und er war kaum gefunden, als sich das Schiff in Bewegung setzte.

Noch einmal zogen die herrlichen Landschaftsbilder an den Blicken vorüber. Man sandte einen Gruß zu der hoch oben am Felsen hinlaufenden Axenstraße, zu dem Tunnel, dessen zwei Riesenfenster von unten wie Mauselöcher aussahen — man grüßte die Tellskapelle, das Rütli — man sah den Gotthardzug aus einem Tunnel kommen und Brunnen zufahren, und legte endlich selbst in Brunnen an.

Bardini begleitete die Gesellschaft bis zum Hotel Mythenstein und wußte sich noch einmal Isa zu nähern.

„Dieser Nachmittag wird mir unvergeßlich bleiben, Signorina,“ sagte er auf italienisch. „Ist es zu unbescheiden, wenn ich Sie bitte, mich an Ihren weiteren Ausflügen teilnehmen zu lassen?“

„Sie wohnen in Brunnen, Signore?“ fragte Isa erstaunt, „mir war es, als hätten Sie von Luzern gesprochen?“

„Ich kam heute von Luzern — wohne aber — in Brunnen — zurzeit.“

„Nun dann — auf Wiedersehen.“

„Signorina — darf ich noch um eine Gnade bitten?“

„Um welche?“

„Lassen Sie mich Ihren vollen Namen wissen.“

„Gern — Isabella Renatus.“

„Isabella — bella Isa!“ wiederholte er leise.

Isa hatte die geflüsterten Worte nicht gehört.

Mittlerweile war man vor Hotel Mythenstein angelangt und Bardini verabschiedete sich.

VIII.

Bei der darauffolgenden Abendtafel wurde der so angenehm verlebte Nachmittag noch einmal bis in alle Einzelheiten besprochen.

Der Italiener spielte natürlich eine Hauptrolle dabei. Er hatte auf alle den besten Eindruck gemacht, was sein Wesen sowohl wie sein Aeußeres betraf.

„Er sieht aus wie ein Graf,“ sagte die begeisterte Käte.

„Warum gerade Graf, Fräulein Rönne?“ fragte Isa lächelnd.

„Nun, die edlen Züge, die aristokratische Nase — sein vornehmes Wesen und Gebaren —.“

„Sollte das nicht auch andern Sterblichen eigen sein können? Ich würde ihn eher für einen Künstler halten.“

„Ich pflichte Fräulein Renatus bei,“ schaltete die Wissenschaftliche ein, „der kundige, scharfe Blick der Schriftstellerin trifft wohl eher das Rechte, als meine Käte, deren Begeisterungswogen manchmal noch bedenklich in eine gewisse Zeit, wo man als gebackener Fisch herumzappelte, zurückbranden.“

„Aber Lizzi!“ schmollte Käte.

„Na, hast du es nicht bewiesen? Hahaha — Graf! — Der Nimbus ist schon längst geschwunden. Graf — Leutnant — man stellte sich früher gewissermaßen solch kleinen Halbgott darunter vor, und die Besitzer dieser herrlichen Prädikate glaubten es vielleicht selbst, so etwas ähnliches zu sein. Aber heutzutage — man hat den Schleier doch gehörig gelüftet.“

„Und in wenig erquicklicher Weise dazu,“ mischte sich jetzt Frau Renatus hinein. „Ich kann weder die Art, noch die Absicht, in der es geschah, gutheißen.“

„Sie mögen recht haben, gnädige Frau, die Mittel entsprechen vielleicht nicht dem Zweck. Doch hat es den Vorteil gehabt, daß das blinde Vorurteil anderer Volksklassen für diesen erstklassigen Stand in ein anderes Fahrwasser gelenkt wurde. Der Hochmutsteufel machte sich darin gar zu breit. — Man hat ja auch keine Märchen erfunden, es ist ja alles beglaubigt worden. Ich selbst wüßte aus meinen Bekanntenkreisen manches Stücklein zu erzählen.“

„Und dennoch ist es ungerecht, einen bestimmten Stand als Ausgang und Herd des Lasters zu bezeichnen,“ warf Isa ein. „Ich meine, edle Gesinnung, Stärke des Charakters, Reinheit der Sitten wären weder von Stand, Stellung noch Nation abhängig. Der innere Wert des Menschen richtet sich nicht nach dem Aeußeren. Der sittlich edle Mensch steht über seinem Stande. — Mag also auch unser Italiener sein, was er will; seinen inneren Wert können wir daraus nicht erkennen.“

„Freilich nicht,“ lachte Käte. „Bardini hat uns aber auf so viele Abwege geführt, als wollte er uns hindern, einen Einblick in seinen Beruf zu tun!“

„Vielleicht ist er doch ein Nobile, der inkognito reist, hoffst du.“

„Ach geh', Spötterin — aber Fräulein Renatus, Sie stehen auf — wollen Sie gehen? Ich glaubte, wir würden noch ein wenig zusammen am Kai promenieren."

„Meine Mutter ist müde, Fräulein Rönne," antwortete Isa freundlich. „Sie müssen bedenken, daß wir gestern erst die weite Reise und heute die Partie hinter uns haben. Zudem sind wir an die kräftige Luft nicht gewöhnt."

„Dann wollen wir nicht zureden. Auf Wiedersehen morgen."

Man verabschiedete sich, und Isa suchte mit ihrer Mutter ihr Zimmer auf.

„Wärest du nicht gern noch mit auf den Kai gegangen?" fragte Frau Renatus.

„Nein, Mutti, ganz und gar nicht."

„Deine starke Jugend spürt gewiß noch nicht die Ermüdung. Du solltest nicht so viel Rücksicht auf deine alte Mutter nehmen."

„Mutti, du bist ja erst fünfzig."

„Erst!"

„Ja, erst, du Liebe, Gute! Und bist dabei, gottlob, gesund, frisch und kräftig. Die Ermüdung ist wohl kein Wunder; ich fühle sie ebenso wie du. Wir sind eben an die kräftige Luft nicht gewöhnt, wie ich schon vorhin zu Fräulein Rönne sagte. Später werden wir nicht mehr so leicht ermüden. Uebrigens glaube ja nicht, daß ich an Mutters Schürzenband hänge — ich gehe schon, wenn ich will."

„Du liebes Kind," sagte Frau Renatus zu ihrer Tochter, die ihr mehr als das, die ihr eine Freundin war.

Darauf wünschten sie sich gute Nacht, und Isa ging in ihr Zimmer, aber sie suchte ihr Bett noch nicht auf, sondern trat an das offene Fenster.

Wie anders als gestern!

Gestern verschleierter Himmel, in Wolken gehüllte Berge und trostlos die Aussichten — heute alles klar und rein, der Himmel mit Sternen besät. Und langsam kam der Mond hinter den Bergen hervor, er beleuchtete die Gletscher des Urirotstocks; er ließ die Reflexe auf den sanft wogenden Fluten des Sees spielen und hüllte die bewaldeten Berge in sein zauberisches Licht.

Einige Gondeln schaukelten in der Mitte des Sees auf den Fluten, und hier und da wurde ein Jodler laut.

Ein Boot mit einem Insassen teilte die Wellen. An der Terrasse des Hotels, die gerade unter Isas Fenster lag, zog es langsam vorüber und mit den Ruderschlägen vermischte sich ein melodischer Gesang.

Eine Baritonstimme von jenem bestrickenden Klang, wie er nur dem italienischen Volke eigen ist, sang die allbekannte italienische Volksweise:

„Sul mare lucia
L'astro d'argento,
Placida è l'onda,
Prospero è il vento;
Venite all' agile
Barchetta mia,
Santa Lucia, Santa Lucia."

(„Ueber dem Meer glänzt
Das silberne Gestirn;
Die Welle ist still,
Günstig weht der Wind;
Komm' in meinen stillen Kahn
Santa Lucia, Santa Lucia.")

„Isa, bist du noch auf?" rief Frau Renatus aus dem nebenanliegenden Zimmer.

Isa schloß das Fenster, ging zu ihrer Mutter und beugte sich über sie.

„Ja, Mutti, ich stand am Fenster und sah hinaus. Ich bin nie eine Mondscheinprinzessin gewesen, aber heute konnte ich mich von dem Anblick der mondbeschienenen Landschaft nicht losreißen. Traumhaft schön ist es. Dazu der Jodler auf dem Wasser aus der Ferne und zuletzt — das „Santa Lucia" — hast du es gehört?"

„Ja, ich hörte es. Doch nun wird es auch für dich Zeit sein — geh' zu Bett, mein Kind; morgen ist auch noch ein Tag. — Gute Nacht."

„Gute Nacht, Mutti."

Isa ging zu Bett, ohne Licht anzuzünden.

Draußen erklang die letzte Strophe jenes schönen Liedes:

„Or, che tardate? (Nun, was zögerst du?)
Venite all' agile
Barchetta mia,
Santa Lucia, Santa Lucia."

Als Isa mit ihrer Mutter am nächsten Morgen den Speisesaal betrat, fanden sie zwei Damen neben den bekannten Lehrerinnen sitzen, eine ältere und eine jüngere, anscheinend Mutter und Tochter.

Sie waren schwarz gekleidet, und man hätte sie für Trauernde halten können, wenn das Kleid nicht am Halsausschnitt mit einer goldenen Brosche geschlossen worden wäre. Die ältere, die Mutter, war eine schmächtige, kleine Dame mit einem sorgenvollen Gesichtsausdruck und einem bekümmerten Blick, der von Zeit zu Zeit verstohlen die Tochter streifte. Die letztere saß stumm und teilnahmslos neben den beiden Lehrerinnen, die sich vergebens bemühten, sie aus der Versunkenheit zu reißen. Auf ihren blassen, nicht unschönen Zügen lag eine tiefe Schwermut. Die Augen blickten ernst und sinnend in die Ferne, als suchten sie dort etwas Verlorenes, der Geist schien entrückt zu sein.

Beim ersten Sehen machte sie einen hochmütigen, abstoßenden Eindruck, doch als Isa in diese traurigen, schwermütigen Augen sah, wurde sie von heißem Mitleid ergriffen. War es ein körperliches Leid, oder hatte ein Seelenschmerz seine Runen in dieses junge Antlitz gegraben?

Die Lehrerinnen, die sich mit den Fremden schon bekannt gemacht hatten, stellten sie vor, und als die ältere Dame, eine Frau Konsul Brandis aus Berlin, hörte, daß Frau Renatus und Isa ebenfalls aus Berlin waren, begrüßte sie diese als ihre Landsmännin ganz besonders erfreut und liebenswürdig. Der Anknüpfungspunkt war somit gefunden, das heißt, bei den älteren Damen. Fräulein Helene Brandis hatte nur bei Nennung des Namens Renatus flüchtig in Isas Gesicht gesehen, sich kaum merklich verbeugt und saß nun wieder schweigend vor ihrer Tasse Tee.

Käte Rönne, eine der beiden Lehrerinnen, schlug vor, den Weg nach Morschach und Axenstein, der nicht sonderlich anstrengt und auch nicht allzu lang war, zu machen. Frau Renatus lehnte das für ihre Person ab, da sie sich noch ermüdet fühlte, redete jedoch Isa, die ihr durchaus Gesellschaft leisten wollte, dringend zu, sich daran zu beteiligen. Sie sei ja in der liebenswürdigen Gesellschaft von Frau Brandis, und außerdem wolle sie ja heute noch an Axel schreiben; „der liebe Junge" wartete gewiß schon mit Sehnsucht darauf.

So entschloß sich Isa, mitzugehen. Auch Fräulein Helene Brandis hatte man dazu zu bestimmen gewußt, nachdem deren Mutter gebeten, man möchte sich ihrer Tochter ein wenig annehmen. Der Arzt hatte ihr nun einmal das Bergsteigen verordnet, und sie selbst fühlte sich zu schwach, ihre Tochter zu begleiten.

Während sich das vierblätterige Kleeblatt auf den Weg machte, saßen Frau Renatus und Frau Brandis auf der Terrasse am See und plauderten. Sie hatten sich schnell zu einander gefunden. Der gemeinsame Wohnort, einige gemeinsame Bekannte und das Bedürfnis der älteren und schwächlicheren Frau Brandis, sich jemandem anzuschließen, hatte das schnelle Vertrautwerden bewirkt.

Die vier jungen Damen hatten unterdes das Hotel verlassen, und als sie gerade im Begriff waren, rechts ab in die Axenstraße zu biegen, sahen sie eine bekannte Gestalt auf sie zukommen.

Käte Rönnes Gesicht war plötzlich wie mit Blut übergossen, und sie griff nach Isas Hand.

„Was sagen Sie?" fragte Isa.

„Bardini!" hauchte Käte nur und zeigte mit den Augen nach der Richtung geradeaus.

Isa folgte der Weisung. Es war wirklich Bardini.

Nun hatte ihn auch die „Wissenschaftliche", wie man sie zum Unterschied von ihrer Freundin, der technischen Lehrerin, nannte, erkannt.

„Wo kommen Sie denn schon so früh her?" rief sie ihm zu.

Bardini näherte sich, respektvoll grüßend.

Jetzt stand er vor den Damen und verbeugte sich vor jeder einzeln. Ein flüchtiger Blick streifte die Fremde und blieb dann auf Isa haften.

„Wo ich komme her?" fragte er in seinem gebrochenen Deutsch, während es in seinen Augen aufblitzte. „Von ein Spaziergang auf die Achsenstraß —"

„Wirklich schon? — Ei, ei," neckte die Wissenschaftliche. „Dann machen Sie dem berühmten dolce far niente Ihres Volkes keine Ehre, oder — sollten Sie nicht weit gewesen sein?"

Bardini lachte, ein melodisches Lachen, hinter dem sich ein wenig Verlegenheit verbarg, denn Isas klare Augen ruhten auf ihm.

„Sie haben recht, Signorina, weit war ich nicht — offen gesagt — es war mir zu langweilig allein, darum — habe ich — umgewendet."

„Das war das schlaueste, was Sie tun konnten," fiel jetzt Käte, deren Gesicht strahlte, übermütig ein.

„Das finde ich auch, Signorina, dadurch habe ich das Glück, die Damen zu treffen und ihnen meine Dienste, meine Begleitung — das heißt — ich will mich nicht —"

„Aber natürlich werden Sie uns begleiten, wir können männlichen Schutz gebrauchen," entschied Lizzi Helldorf eigenmächtig, und Käte konnte ihre Freude darüber kaum verbergen.

Nur Isa verharrte schweigsam neben der gleichfalls stummen Fremden.

Um Bardinis Mund zuckte es. Er wandte sich an Isa.

„Wenn Sie meine Begleitung nicht wünschen — befehlen Sie, Signorina," sagte er italienisch.

Isa sah ihn ein wenig verwundert an.

„Ma perche no, signore? (Aber warum nicht?)" fragte sie.

Er biß sich auf die Lippen und verbeugte sich.

„Auf nach Valencia!" rief die Wissenschaftliche, „bitte keinen unnötigen Aufenthalt."

„Kann ich das Ziel Ihrer Wanderung kennen?" fragte Bardini.

„Aber natürlich — also zunächst einmal Morschach, dann Axenstein."

„Was ist das?"

„Das will ich Ihnen erklären, kommen Sie nur."

Sie zog Bardini ins Gespräch, woran sich auch Käte Rönne beteiligte.

Helene Brandis ging trübselig und wie abwesend nebenher. Der Anblick schnitt Isa ins Herz. Sie kämpfte ihre instinktive Abneigung, wie sie Gesunde gegen Kranke oft empfinden, tapfer nieder und machte das junge Mädchen auf die Schönheiten der Landschaft aufmerksam, in der Absicht, es von etwaigen trüben Gedanken abzulenken. Doch es gelang ihr nichts weiter, als ab und zu ein melancholisches Lächeln auf die kalten Züge zu bannen.

Bardini, der Isas Bemühungen um die traurige Fremde verstohlen beobachtet hatte und demgemäß den Worten der beiden Lehrerinnen nur ein halbes Ohr lieh, ersehnte Zeit und Gelegenheit, wo er, wie gestern, seine Gedanken mit dem schönen und geistvollen Mädchen würde austauschen können.

Links von der Axenstraße zweigt sich ein ziemlich steiler, schmaler, jedoch schöner Fußweg nach Morschach ab.

Bardini ließ den Damen höflich den Vortritt und wußte es sodann geschickt einzurichten, daß er und Isa das letzte Paar bildeten.

„Nun können wir unsere verabredeten und begonnenen Sprachstudien endlich fortsetzen, wenn es Ihnen recht ist, Signorina."

„Gewiß," antwortete sie freundlich, „womit beginnen wir?"

„Mit Italienisch, s'intende (versteht sich). — Wer ist die fremde Dame in Ihrer Gesellschaft? Gestern war sie nicht mit Ihnen."

„Sie ist erst gestern abend mit ihrer Mutter in unserem Hotel angekommen, und da wir gewissermaßen Landsmänninnen —"

„Deutsche."

„Noch näher — Berlinerinnen."

„Signorina sind aus Berlin?" Seine Frage klang hastig, fast erschrocken.

Isa sah ihn befremdet an.

„Was überrascht Sie dabei?"

„O — es überrascht mich nicht, es interessiert mich nur," fiel er schnell ein. Auch mir ist Berlin nicht unbekannt; habe mich einige Zeit dort herumgetrieben und die Sehenswürdigkeiten studiert. Zum Beispiel der neue Dom — alle Achtung! Aber — es ist nicht Nationalstolz, der mich das aussprechen läßt — unsere Kirchenbauten erreicht er doch nicht. Wo gäbe es auch eine zweite Peterskirche, einen zweiten Mailänder Dom? Freilich, wir gehen auch nur hinein, um die Kunstwerke zu studieren, und nicht zu frommer Andacht, wie die Deutschen."

„Ich weiß, daß die Italiener, die in ihrem Lande den Hauptsitz des Christentums haben, für nichts weniger als fromm gelten seit alters her, aber auch in Deutschland macht sich der Unglaube immer breiter. Das ist ein trauriges Zeichen unserer Zeit."

„Der fromme Kinderglaube ist eben ein überwundener Standpunkt, Signorina."

„O, sagen Sie das nicht — er wird nur unterdrückt mit Gewalt. — Im Grunde trägt jeder Mensch einen Funken dieses Glaubens in sich, und wenn er ihn auch durch allerhand Mittel, wie Grübeln, Deuteln und Philosophieren, ertöten möchte, einmal in seinem Leben kommt doch die Stunde, wo alle seine selbstherrlichen Gebäude von Gelehrsamkeit und Forschung in nichts zerfallen, wo sein Selbstvertrauen erschüttert wird, wo seine eigene Kraft ihn verläßt und er sie bei dem alten Kinderglauben sucht und — findet."

„Hurra! Wir sind oben! Wo bleiben die beiden Nachzügler?" rief es plötzlich von oben herab dazwischen.

Isa und Bardini wandten gleichzeitig den Blick nach oben und sahen die beiden Lehrerinnen und Fräulein Brandis an der Stelle stehen, wo der steile Fußweg in die breite Fahrstraße einmündet.

„Eile mit Weile," gab Isa ebenfalls neckend zurück. „Kommen Sie, Signore Bardini, holen wir das Versäumte nach."

Nach einigen Minuten hatten sie die anderen eingeholt.

„Wie weit sind Sie mit Ihren deutschen Sprachstudien, Signore Bardini?" fragte Käte Rönne. „Haben Sie etwas dazugelernt?"

„O, ich habe viel gelernt. Wollen Sie eine Probe?"

„Aber selbstverständlich! — Sie Heuchler! — Sie haben nur Ihre Muttersprache mit Fräulein Renatus gesprochen — sagen Sie die Wahrheit!" rief sie kampflustig.

Bardini lachte und warf einen Blick zu Isa hinüber. Diese jedoch bemerkte ihn nicht. Sie hatte sich wieder dem melancholischen Mädchen zugewandt.

Etwas wie Unmut stieg in ihm auf. Er sah flüchtig zu der Fremden hin und zuckte in demselben Augenblick betroffen zurück. Ein intensiver Blick, wie er ihn schon bei der ersten Vorstellung zu bemerken geglaubt, hatte ihn getroffen. Was hatte sie nur? Er konnte sich nicht erinnern, ihr schon irgendwie einmal begegnet zu sein.

Es war nicht seine Art, dergleichen unfruchtbaren Problemen nachzusinnen, auch lenkten ihn die Lehrerinnen schnell ab. Sie nahmen ihn in die Mitte und schritten voran.

Isa und Helene Brandis folgten.

„Wer ist jener Herr, der mit uns geht?" fragte Helene Brandis leise, als sie glaubte, daß die Vorangehenden außer Hörweite waren.

Isa, noch in Gedanken bei dem ernsten Gespräch, das sie mit Bardini geführt hatte, wußte sich nicht sogleich zurechtzufinden.

„Sie meinen den Italiener?" fragte sie nach kurzer Pause zerstreut.

„Ja. Wie heißt er? Ich verstand ihn vorhin nicht gut."

„Bardini."

„Bardini — und was ist er — ich meine von Beruf?"

„Das weiß ich nicht; wir lernten ihn auch erst gestern kennen," erwiderte Isa, verwundert über die plötzlich erwachte Anteilnahme des bis dahin völlig teilnahmslosen Mädchens.

„Mir ist es, als müßte ich ihn kennen oder doch schon einmal irgendwo gesehen haben," fuhr Helene Brandis fort.

Merkwürdig, dachte Isa, so erging es mir auch bei der ersten Begegnung.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Seeluft ist der beste Koch!

Was sie an Bord verzehren: 200 000 Kilo Nahrungsmittel und 20 000 Liter Getränke.

Seeluft ist der beste Koch. Eine Stunde Sportdeck auf einem großen Hapagdampfer wirkt appetitanregender als der schönste Cocktail. Gehört man nicht zu den ganz Bequemen im Liegestuhl oder Strandkorb, sondern in die Reihe der „Stilechten", will sagen unentwegten Shuffleboard- und Ringtennisspieler, so nimmt man die Trompetenstöße, die zum Lunch oder Diner mahnen, jedesmal als frohe Verheißung auf. Rasch den äußeren Menschen überholen! Beinahe feierlich, mit so etwas wie sittlichem Ernst wallfahrtet man nach dem Speisesaal zu seinem von günstigem Geschick — lies Obersteward — vorherbestimmten Platz. Zwischen kunstvoll errichteten Gebäuden aus feinstem Damast und der Parade des blanken Bestecks liegt die Karte, ein kleines Meisterstück typographischer Kunst. Kennermienen studieren sie: Vorgericht, Suppe, Fisch und Geflügel, Hauptgang, Nachtisch, Käse und Obst. Hierauf die Mappe aus schwerem Leder: Weine nur bester Kreszenz.

Das Programm befriedigt. Man liest es einmal, zweimal, mehrmals. Sucht es sich einzuprägen ... Da tritt lautlos der Steward heran. Er setzt mit der ersten Platte unseren Betrachtungen das entsprechende Ziel: Die Mahlzeit, das Tafeln, jene im Bordleben überaus wichtige Funktion, die beinahe Selbstzweck ist, beginnt.



Verproviantierung eines großen Hapagdampfers.

So mittags vor dem zweiten Frühstück, so abends beim Diner. So — mehr oder weniger — in allen Klassen der großen Hapagschiffe. Dazu morgens ein Erstes Frühstück: Obst nach Wahl, immer aber die Grapefruit, zu deutsch Pampelmuse, dann Kaffee oder Tee, Schokolade, Kakao und verschiedene Brote, Gelees, Eier, Schinken, Kuchen, Mehlspeisen, kleine Bratgerichte usw. Wenige Stunden später, und der „Bouillon-Bolle" erscheint, Brühe und Brötchen balancierend, an Deck. Kommt noch der Nachmittag mit dem 5 Uhr-Tee und schließlich — neben all diesen Regularien — das intime Bordrestaurant, der Grillraum, mit seinen kleinen frohen Festen und privaten Soupers.

Auf diese Weise wollen auf den Dampfern der „Albert Ballin"-Klasse der Hamburg-Amerika Linie nicht nur einige wenige, sondern Hunderte von Passagieren, oft weit über tausend, während einer Reihe von Tagen verpflegt sein. Außerdem die etwa 400 Köpfe zählende Besatzung; sie erhält eine reichliche und vorzügliche Kost. Bei vollbesetztem Schiff mithin 1600 Personen, die täglich satt werden wollen. Das macht bei der 20 Tage dauernden Rundreise Hamburg-Neuyork und Neuyork-Hamburg 32 000 Tagesrationen aus. Soviel wie eine ganz ansehnliche Stadt an einem Tage verzehrt. Keine Kleinigkeit also, einen Ozeandampfer etwa des Ballin-Typs zu verproviantieren.

Wir dürfen besichtigen, was ein Passagier für gewöhnlich nicht sieht. Der Zahlmeister, dem auch die gesamte Proviantverwaltung untersteht, zeigt uns liebenswürdigerweise sein Reich. Wir folgen ihm. Erste Tür. Uns umfängt eisige Kühle. „7500 Pfund Schweinefleisch", hören wir, „die auf einer Rundreise benötigt werden, dazu 8000 Pfund Kalb- und 31 000 Pfund Rindfleisch. Hammel und Lämmer machen weitere 7000 Pfund aus. Alles geschlachtet. Die moderne Kühltechnik ermöglicht es, an Bord Räume einzurichten, in denen sich Fleisch mehrere Wochen hindurch vollkommen frisch hält. Hier das Wildpret, 1400 Pfund. Folgt das Geflügel, fast 11 000 Pfund, von den Tauben angefangen bis zu den Poularden und Putern. Kaum weniger schwer wiegen Fluß- und Seefische."

Delikatessen in verschwenderischer Fülle lagern auf Eis; 5000 Austern und Krebse, 1200 Hummer und — 100 Pfund, ein ganzer Zentner, vom allerfeinsten russischen Kaviar.

Wieder eine Tür. Sorgfältig gestapelt reiht sich Ei an Ei. 55 000 Stück sind es.

Langsam werden uns die vielstelligen Zahlen vertraut, und wir nehmen gelassener auf, was noch folgt:

„11 200 Liter Milch und Rahm, 6000 Pfund Butter und 4000 Pfund Käse", fährt unser Mentor fort, „ferner 150 Zentner Schinken, Speck und Wurst. Feld und Garten liefern 1000 Zentner Kartoffeln, 325 Zentner Frisch- und 220 Zentner Dosengemüse, außerdem 10 000 Pfund Hülsenfrüchte. 40 000 Pfund Mehl werden mit Hilfe von 600 Pfund Hefe zu Brot und allerlei Backwerk. Der Zuckerkonsum beläuft sich auf 9000, der Schokoladeverbrauch auf 600 Pfund. An Südfrüchten werden 37 000 Pfund mitgeführt. Kaffee steht mit 3500, Tee mit 200 Pfund zu Buch. 1600 Bricks Eiskrem endlich sollen nicht nur für Amerikanerinnen bestimmt sein."

Unsere Exkursion erreicht ihren Höhepunkt: Ein wahrhaft fürstlicher Weinkeller mit 3200 Flaschen und 700 Likör- und Essenzenkrügen tut sich uns auf. Man stellt Vergleiche mit seinen eigenen Schätzen an und fühlt sich klein. In unmittelbarer Nachbarschaft lagert das Bier, 14 200 Liter in Fässern und 2300 Flaschen. Mit Genugtuung wird aber auch der Abstinenzler gewahr, daß für ihn über 10 000 Mineralwasserflaschen bereitstehen.

Die letzte Tür fällt hinter uns ins Schloß.

„Macht alles zusammen?"

„Ueber 200 000 Kilo Nahrungsmittel und 20 000 Liter Getränke."

Eine Ausstellung des Aberglaubens

Das Budapester Hygienemuseum veranstaltete kürzlich eine Ausstellung, die eine Geschichte der menschlichen Dummheit auf dem Gebiete des Aberglaubens veranschaulichte. Man erhielt unter anderem einen Einblick in die Geheimnisse der ihre Mitmenschen ausnutzenden Quacksalber und in die Leichtgläubigkeit ihrer Kundschaft. Um beispielsweise die Epilepsie zu heilen, breitete man das Hemd des an der Fallsucht leidenden Kindes an einem Kreuzweg aus. Verschwand es dort, so hatte es der Teufel und mit ihm die Krankheit mitgenommen. Man konnte sich weiterhin gegen die Fallsucht dadurch schützen, daß man das Herz eines Maulwurfs aß, der vor dem Tag des heiligen Georg gefangen worden sein mußte. Ohrensausen bekämpfte man dadurch, daß der Patient am Neujahrstage das Seil einer Glocke abschnitt. Trunkenbolden gab man, um ihnen den Alkohol abzugewöhnen, ein Gemisch zu trinken, das aus getrockneter Schlangenhaut und einer zerriebenen getrockneten Fledermaus bestand, ein Gemisch, dem etwas Branntwein zugesetzt war, um die Sache halbwegs mundgerecht zu machen. In hoher Gunst standen auch die Edelsteine, so war der Diamant ein Sinnbild der Tapferkeit, der Malachit galt als vorzügliches Mittel gegen Cholera und Gliederreißen, und wenn man die Geliebte auf die Probe stellen wollte, so gab man ihr einen Saphir, weil dieser die Farbe änderte, wenn die Trägerin die Treue brach. Gold galt als Mittel gegen Gelbsucht, Salz war Sinnbild der Ewigkeit. Deshalb legte man einem neugeborenen Kind, auch wenn es unter einem guten Stern geboren war, Salzstückchen in die Wiege, nach dem Grundsatz, daß doppelt genäht besser hält.